

artige Überwölbung aus dünnen Stangen oder Reisig angenommen wird¹², oder es fanden sich überhaupt keine Pfostenreste. In diesem Falle hätten wir es dann nur mit lose aufgesetzten spitz-zeltartigen Hütten zu tun¹³.

Die im Königsforst angetroffenen Fundverhältnisse sind somit in mehrfacher Hinsicht für die Erforschung der mittelsteinzeitlichen Kulturverhältnisse unserer Heimat von Bedeutung¹⁴.

Köln.

Walter Lung.

Vorgeschichtliche Wohngruben?

Wenn von vorgeschichtlicher Bau- und Siedlungsweise die Rede ist, so denken wir einerseits an die Pfahldörfer und Moorbauten, andererseits an die Wohngruben. Während bei den Pfahlbauten der Boden der Hütten mit den Wohn-, Koch- und Schlafräumen über den Erdboden erhöht angenommen wird, ist im Gegensatz dazu bei der Wohngrube der Hüttenboden in die Erde eingetieft, so daß man in den Wohnraum hinabsteigen muß. Beide Bauweisen sind zwar unter besonderen Verhältnissen da und dort auf der Erde üblich, in Mittel- und Nordeuropa aber sind sie seit geschichtlicher Zeit unbekannt, sie wirken hier fremdartig und scheinen daher durchaus zu dem Bild zu passen, das man sich gerne von dem Leben der fernen Urbewohner unseres Landes macht.

Die Kenntnis vorgeschichtlicher Baureste ist noch nicht alt. Auf die „Pfahlbauten“ wurde man seit dem Jahr 1854 aufmerksam, auf die Moorbauten im Federseemoor bei Schussenried 1875, auf die Landsiedlungen, die „Wohngruben“, erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts (K. Schumacher und A. Bonnet auf dem Michelsberg bei Untergrombach 1888 ff., E. Fraas 1893 bei Hof Mauer, Kr. Leonberg, A. Schliz bei Großgartach seit 1898, C. Koehl bei Worms seit 1899, R. Forrer bei Achenheim und Stützheim 1900). Eine wesentliche Förderung erhielt diese Siedlungsforschung dadurch, daß die vom Reich unternommenen Grabungen der Limeskommission seit 1892 dazu geführt hatten, auch „Pfostenlöcher“ zu erkennen, also die kleinen Gruben, in denen die längst vergangenen Hüttenpfosten gestanden hatten.

Auf vorgeschichtliche Siedlungen wird man besonders auf frisch gepflügten Äckern aufmerksam. Der Pflug bringt bei tieferem Pflügen Schollen aus dem unberührten Untergrund an die Oberfläche. Diese sind meist brauner Lehm, wo aber im Untergrund eine alte Schuttgrube liegt, ist es schwarzer Boden mit Kulturresten. Die schwarzen Platten deutet man als Wohnstätten, die darunter liegenden Gruben als „Wohngruben“. Diese werden auch häufig durch Baugruben, Wasserleitungsgräben, Lehmgruben und Baumlöcher angeschnitten. Kleinere Anhäufungen von Brandschutt in einzelnen Gruben legten die Deutung als „Herdgruben“ nahe. Da die Gruben neben ihrem meist regellosen Umriß, wie sich nach Ausräumung der dunklen Einfüllung zeigt, auch einen

¹² H. Reinherth, Nachrichtenbl. f. Deutsche Vorz. 6, 1930, 21 ff.; H. Diekmann, Mannus 31, 1939, 441 ff.

¹³ A. Rust, Nachrichtenbl. f. Deutsche Vorz. 15, 1939, 13 f.; K. Gumpert, Mannus 30, 1938, 3 ff.

¹⁴ Verbleib der Fundstücke: Mus. f. Vor- u. Frühgesch. Köln Inv. Nr. 37/115–119.

unebenen Boden haben, dachte man gelegentlich daran, daß ein ebener Holzboden über die Grube gelegt war, so daß der Boden hohl und daher trocken lag und gleichzeitig ein kühler Vorratsraum gewonnen wurde, über dessen Zugänglichkeit und Benützungsweise man sich weiter keine Gedanken machte. Selbstverständlich mußten die Grubenwohnungen irgendwie überdacht gewesen sein, etwa zeltartig. Aber erst neuere Grabungen haben manchenorts am Rande solcher Gruben auch Pfostenlöcher erkennen lassen.

Auf alle Fälle war neben die „Pfahlbauten“ und die ebenerdigen Häuser (einschließlich Moorbauten) eine dritte Bauart in den Gesichtskreis getreten. Aber über die beiden fremdartigen Bauweisen, die Pfahlbauten wie die Grubenwohnungen, ist die Forschung trotz jahrzehntelanger Arbeit zu keinem klaren Bild gelangt. Es kam zu heftig geführten Fehden, immer neue Erklärungen tauchten auf und doch wurde das Problem dadurch nicht klarer, sondern nur verwirrter. So bietet sich heute ein Bild, wie es durchaus bezeichnend ist für eine ganz verfahrenene Sache. Ein Fortschritt ist in solchem Falle nur dann zu erreichen, wenn es gelingt, einen ganz neuen Weg zu finden. Und es scheint mir für die Richtigkeit eines solchen neuen Weges zu sprechen, wenn auf ihm die bisherigen Hindernisse und all die ergebnislos umstrittenen Fragen gar nicht mehr begegnen, sondern er immer weiter und weiter führt. Das Tor zu einem solch neuen Weg glaube ich bei einer Neubehandlung der vorgeschichtlichen Siedlungsverhältnisse am Federsee im Jahr 1940/41 — ich gestehe, auch erst nach 20jährigem Ringen um eine Lösung — gefunden zu haben. In meiner Arbeit, *Der Untergang der Wasserburg Buchau*¹, habe ich die einer Deutung dieser Siedlung als Inselsiedlung und Festung entgegenstehenden schweren Bedenken klären können. Es handelt sich gar nicht um eine Siedlung auf einer Insel, sondern um ein Dorf inmitten eines weiten Moores. Dieses Moor wurde bei feuchter werdendem Klima zu Beginn der Eisenzeit (um 800 v. Chr.) durch den wieder steigenden Federsee weithin zerstört und nur die durch die Palisadenstümpfe im Untergrund geschützte Dorfruine blieb als Insel erhalten.

Eine ähnliche Wirkung des Klimawechsels muß sich auch bei den Siedlungen an den Voralpenseen bemerkbar gemacht haben. Im Zusammenhang mit der bisher wenig beachteten Tatsache der beschränkten Lebensdauer von Pfählen ließen sich dann auch die „Pfahlbauten“ als Reste von Landsiedlungen mit ebenerdigen Häusern erklären, die also wohl Wand- und Dachpfosten hatten, deren Fußböden aber satt auf dem Erdboden auflagen. Die fremdartige romantische Bauweise von Pfahlbauten in unserem Klima hat sich als Irrtum herausgestellt². Wenn es eine „Pfahlbauzeit“ gegeben hat, so war es die Zeit von 1854–1942. Gleichen also die „Pfahlbauten“ den Moorbauten, so erscheint das Bild der vorgeschichtlichen Baukunst schon wesentlich klarer und einfacher.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Wie steht es mit der anderen fremdartigen Bauweise, mit den Wohngruben oder Grubenwohnungen?

Ausgangspunkt für alle Betrachtungen vorgeschichtlicher Bauweise müssen die Moorbauten sein, denn sie sind die am besten erhaltenen vor-

¹ Fundber. aus Schwaben N. F. 10, 1941.

² O. Paret, *Vorgeschichtliche Pfahlbauten?* Schwaben 14, 1942, 15 ff.

geschichtlichen Baureste. Wir beziehen uns hier auf die jungsteinzeitlichen Dörfer im Federseemoor, deren erste gleich nach ihrer Entdeckung im Jahr 1875 durch Oberförster Frank von Schussenried durch Landeskonservator Dr. E. Paulus in mehrwöchiger Arbeit zum Teil aufgedeckt und in genauen Plänen festgehalten wurden. Weitere Grabungen folgten 1877 und 1879. 1919–1930 wurden die Dörfer durch das Urgeschichtliche Institut Tübingen vollständig untersucht³. Wertvolle Ergebnisse hatte auch die von E. Peters und mir 1936 begonnene Untersuchung eines Moordorfes der Steinzeit im Moor Egelsee bei Ruhestetten (Hohenzollern)⁴. Was lehren die Moorbauten für die Wohngrubenfrage?

Am besten bekannt sind Wohngrubendörfer von der Kultur der Bandkeramik. Mehrfach wurden schon durch Abdecken umfangreicher Flächen größere Teile solcher Siedlungen untersucht, so 1911/12 bei Eberstadt in der Wetterau (W. Bremer), 1930–1932 beim Viesenhäuser Hof, Gem. Stuttgart, und 1936 bei Eltingen, Kr. Leonberg (Altertümersammlung Stuttgart). Die vollständigste Grabung dieser Art ist die von Köln-Lindenthal, wo 1930–1934 durch W. Buttler und W. Haberey ein ganzes Dorf nahezu vollständig aufgedeckt werden konnte⁵.

Unser Klima verlangt Schutz gegen Nässe und Kälte. Bei den Moorbauten — auch die Seerandsiedlungen (bisher „Pfahlbauten“) lassen dies bei besserer Erhaltung wie z. B. in Sipplingen erkennen — liegt auf dem Grund stets eine dichte Lage von Baumstämmen, zuweilen auf einigen Schwellhölzern. Diese Holzlage wird überdeckt von einem 10–20 cm starken Lehmestrich, in dem häufig noch durchgehende Einlagen von Birkenrinde erkennbar sind. Meist wurde während des Bestehens der Hütte dieser Boden durch Aufbringen einer zweiten Balkenlage mit Estrich erneuert, ja nicht selten sogar mehrfach, so daß ein fester Unterbau von 0,20–0,60 m Stärke entstand. Der nachgiebige Baugrund zwang zu solcher wiederholten Aufhöhung des Hüttenbodens. Immerhin stammen die Moorsiedlungen aus Trockenzeiten (Endsteinzeit und Endbronzezeit), und man darf sich das Moor damals nicht allzu feucht vorstellen. Die Wände werden von Pfosten gestützt, die in Abständen von 2–3 m in den weichen steinfreien Untergrund gerammt sind. Die Wandflächen dazwischen bestehen aus halbierten Stämmen oder Bohlen, die etwas in den Boden eingetieft sind. Lehmverputz schließt alle Fugen. Die Wandpfosten und die Firstpfosten im Innern der Hütte tragen die Pfetten und das Dach. Durch Zwischenwände sind die Hütten in zwei oder drei Räume geteilt. Die nie fehlenden Herde und Backöfen sind aus Steinen und Lehm aufgebaut. Die Größe der Hütten schwankt am Federsee von 7,50–10,50 m.

Nehmen wir eine Hütte von etwa 5:10 m Größe mit einem 6:8 m großen Vorplatz an, so z. B. ein Haus der Siedlung Riedschachen im Federseemoor, so umfaßt der Estrich eine Fläche von rund 100 qm. Bei einer Stärke von 15 cm gibt dies 15 cbm Lehm, und wenn der Estrich wie üblich ein- oder mehrfach

³ R. R. Schmidt, Jungsteinzeit-Siedlungen im Federseemoor 1 (1930); 2 (1936); 3 (1937).

⁴ Nachrichtenbl. f. Deutsche Vorz. 13, 1937, 52ff.

⁵ W. Buttler u. W. Haberey, Die bandkeramische Ansiedlung bei Köln-Lindenthal. Röm.-Germ. Forsch. 11 (1936).

über dem alten Estrich erneuert worden ist, so werden es 30–40 cbm. Dazu kommt der Lehmverputz der Wände und der für Herde und Backofen gebrauchte Lehm, zusammen wohl weitere 6–8 cbm. Schon bei einfachem Estrich, also bei der ersten Anlage, kommen wir bei einer solchen Hütte auf mehr als 20 cbm Lehm. Von den Moorsiedlern mußte diese Masse irgendwo am Beckenrand gewonnen werden.

Nun gehen wir einmal versuchsweise von der naheliegenden Annahme aus, daß die Bevölkerung, die außerhalb der Moore und abseits von den Seeufnern, also auch etwa auf den Lößflächen des Neckarlandes wohnte, dieselbe Bauweise kannte. Dann waren auch da für jede Hütte 20–25 cbm, und selbst wenn wir im Lößgebiet von einem besonders aufgetragenen Estrich absehen wollten, immer noch 8–10 cbm Lehm nötig. Wo man in Lehmgebieten baute, hat man den Lehm doch wohl in nächster Nähe des Bauplatzes gewonnen. Der Bedarf einer einzigen Hütte der angenommenen Größe erforderte schon eine Lehmgrube von etwa 3:5 m Größe bei etwa 0,75 m Tiefe unter Berücksichtigung der geböschten Grubenwände und stehengelassenen Stufen. Bei einem Dorf von 50 Hütten müssen wir also das Bestehen von 50 solcher Gruben oder aber von größeren Gruben in entsprechend geringerer Zahl voraussetzen.

Nehmen wir also auch im Neckarland zur Steinzeit die in den Mooren des Oberlandes übliche Bauweise an, so müssen wir bei jeder Siedlung eine ganze Anzahl von Lehmgruben antreffen, und diese Gruben müssen durch später irgendwie erfolgte Auffüllung mit einem durch Humusstoffe dunkler gefärbten Boden noch erkennbar sein. Tatsächlich kennt man schon an zahlreichen Orten, im Neckargebiet fast auf jedem Lößrücken, solche Gruben, und diese Gruben mit der von Kulturresten durchsetzten Auffüllung sind uns ja eben das untrügliche Kennzeichen einer Siedlung.

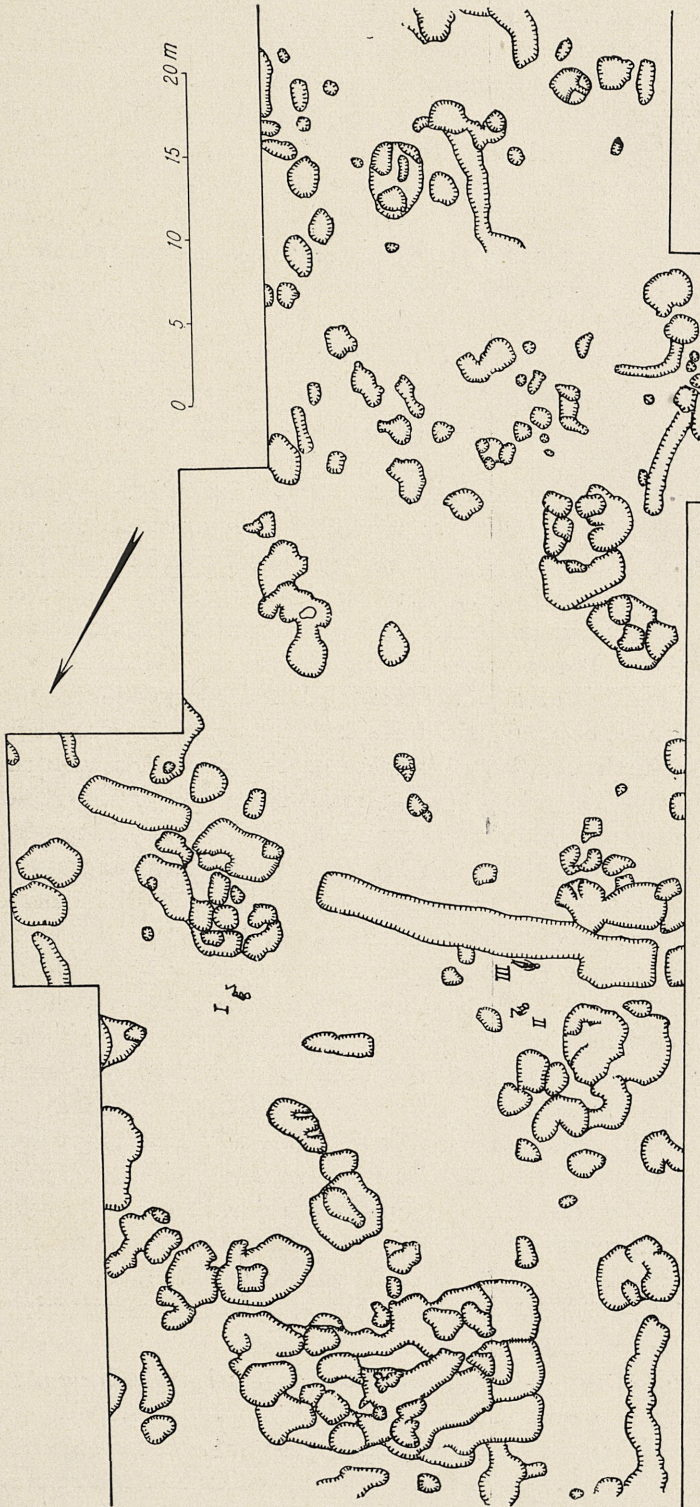
Nun erhebt sich aber sofort die Frage: Wenn diese Gruben nur für Lehmgewinnung gegraben worden sind, also nur Lehmgruben sind, wo sind dann die Reste der Häuser selbst? Die Sachlage ist folgende: Man hat bisher nur in wenigen Fällen, von denen noch zu sprechen sein wird, neuestens bei den Gruben auch Spuren von rechteckigen Pfostenhäusern in Art der Moorhäuser feststellen können. So lag es nahe, die Gruben mit ihren Kulturresten als die Wohnstätten anzusprechen, in ihnen also „Wohngruben“ zu sehen.

Wir werden aber von vornherein nicht erwarten, daß eine Hütte, die nach Art der Moorhütten auf dem Löß gebaut ist, auffallende Reste hinterläßt. Vom Oberbau und selbst vom Estrich kann nichts erhalten geblieben sein. Nur die Löcher der Wand- und Firstpfosten werden in günstigen Fällen noch erkennbar sein. Konnten die Pfosten im Moor oder auf altem Seegrund leicht eingerammt werden, so kam im festen trockenen Löß nur Eingraben der Pfosten in Frage. Gelangte beim Wiedereinfüllen einer solchen Pfostengrube dunkler Kulturboden in die Grube, so kann das Pfostenloch und ebenso auch das seichte Gräbchen für die Wandbohlen noch erkannt werden. Oft und gerade bei Neugründungen von Dörfern war aber solch dunkler Boden noch gar nicht vorhanden und dann ist das einstige Pfostenloch nur schwer oder nicht mehr zu erkennen. Aus dem Fehlen von Beobachtungen darf also nicht ohne weiteres auf das Fehlen von Pfostenhäusern geschlossen werden.

Wenig oberhalb vom Kastell Cannstatt zeigten sich 1925 bei Bauarbeiten in dem tiefgründigen Lehm eine Menge regelloser Gruben über ein etwa 100:150 m großes Gebiet zerstreut. Sie messen 2—20 m in der Länge und bieten ein Bild ganz wie die Gruben eines Steinzeitdorfes, nur ist die Tiefe der Gruben meist größer (bis 3,50 m und mehr). Die Wände und der Boden sind unregelmäßig, öfters war eine Wand senkrecht oder gar etwas unterhöhlt, die gegenüberliegende abgeschragt. Die Einfüllung bestand aus Brandschutt in meist schräger Schichtung und aus eingeschwemmtem Boden. Die Gruben stammen aus der ersten Kastellzeit und sind die Gruben, aus denen die Besatzung des Lagers den Lehm für die Wände ihrer Baracken holte. Die Tongruben für die Töpfer westlich vom Kastell sehen anders aus. Später diente das durchwühlte Gelände zur Beseitigung von Abfällen und als Schindanger. Wir haben hier die zahlreichen kleinen Lehmgruben, von den Baracken selbst aber hat sich bei den Grabungen 1908 keine Spur gefunden, und doch wissen wir, daß sie den Hauptteil des ganzen Kastells bildeten (vgl. Fundber. aus Schwaben N. F. 3, 1926, 76 ff.).

Nun aber zu unseren steinzeitlichen Gruben, ihrem Aussehen und ihrer bisherigen Deutung. Taf. 13 mit Taf. 14, 2 gibt einen kleinen Ausschnitt aus dem Grabungsbefund beim Viesenhäuser Hof, Taf. 14, 1 zeigt das bei Eltingen aufgedeckte Grubenfeld. Immer und überall hat man in bandkeramischem Siedlungsgelände dasselbe gefunden, im Ries, am Neckar, in der Wetterau, bei Köln und anderen Orten. Wir sehen nach Form, Größe und Anordnung vollkommen regellose Gruben. Sie liegen teils einzeln, teils gruppenweise beisammen. Auch die großen Gruben bestehen aus ineinandergreifenden Mulden verschiedener Tiefe (durchschnittlich 0,50—0,80 m). Die Wände sind meist gebösch, manchmal auch senkrecht oder gar unterschritten. Buttler schildert eine solche Anlage aus dem Steinzeitdorf Köln-Lindenthal, die „aus einem ganzen System von Gruben besteht und mit 17,50 m Länge und 8,75 m größter Breite zu den bedeutendsten Wohnstätten der Siedlung zählt. Die Ränder des Grubenkomplexes sind ganz regellos gestaltet, ebenso ist der Boden infolge der vielen ineinandergeschachtelten Mulden und Grübchen völlig uneben“. Die Tiefe der Mulden beträgt dort 0,15—0,75 m und geht nur an einer Stelle bis 1,25 m. Ein anderer sehr breiter Komplex besteht nur aus Auswüchsen und Anbauten. Diese Wohnform ist für die Vorgeschichte ganz ungewöhnlich und auf die bandkeramische Kultur beschränkt. „Eine einleuchtende Erklärung, weshalb das Steinzeitvolk der Bandkeramiker gerade solche eigenartigen Wohnungen angelegt hat, fehlt bisher“ mußte Buttler schreiben.

Es ist kein Zweifel: Das sich bietende Grubenbild ist genau dasjenige, das man von Lehmgruben erwarten muß, das Bild, das sich auch beim Kastell Cannstatt gezeigt hat, wenn auch der auf der Verschiedenartigkeit des Handwerkszeugs (Stein- und Hirschhornhacken hier, Spaten und Hacke aus Eisen dort) beruhende Unterschied nicht zu verkennen ist. Da die Gruben oft reichlich Kulturreste enthalten, auch Hausrat aller Art und Küchenabfälle, da andererseits irgendwelche Hüttenreste sich dabei nicht zeigten, hat man die Gruben selbst als die Wohnräume angesprochen. Dies hatte zur Folge, daß bei Ausgrabungen meist nur diese „Wohngruben“ untersucht und ausgehoben wurden.



Viesenhäuser Hof, Gem. Stuttgart.

Ausschnitt aus der 1931—1933 aufgedeckten bandkeramischen Siedlungsfläche. M. etwa 1:500.



1



2

1. Eltingen, Kr. Leonberg. Lehmgruben in bandkeramischem Siedlungsgelände.
2. Viesenhäuser Hof, Gem. Stuttgart. Schuttgefüllte Lehmgrube, vorn zum Teil schon ausgeräumt.

Nur in ihnen waren ja auch Kulturreste, die eine Datierung der Anlage ermöglichten, zu finden. Höchstens hat man noch die unmittelbare Umgebung der Gruben nach Pfostenlöchern abgesehen. Mehr und mehr ging die Forschung aber, auch in handkeramischen Siedlungen der Ebene, zur Abdeckung großer Flächen über, wie schon seit 1912 auf dem Goldberg.

Von den oben genannten Beispielen hat besonders die Aufdeckung der handkeramischen Ansiedlung bei Köln-Lindenthal zu wesentlichen neuen Erkenntnissen geführt, wenn sie auch gerade das Wohngrubenproblem nicht gelöst hat. Man hat bei und zwischen den Gruben klare Spuren von zahlreichen rechteckigen Pfostenbauten gefunden, kleinere von Zimmergröße und ganz große, langgestreckte Häuser. Man fand aber auch, daß viele der Gruben und Grubenkomplexe von Pfostengruben umgeben sind. Dies bestärkte in der Deutung der Gruben als Wohnungen („Kurvenkomplexbauten“⁶) um so mehr, als innerhalb der Rechteckbauten Kulturreste fehlten, so daß sie als Speicher, Vorrathshäuser und Scheunen angesprochen wurden. Endlich schien durch die Pfostenlöcher auch ein Anhalt über den Aufbau und die Überdachung der Grubenwohnungen gegeben. So schloß man, daß im Wohnbau der handkeramischen Kultur ausschließlich der Kurvenbau (Grubenwohnungen) geherrscht hat, die Wirtschaftsgebäude aber rechteckig waren.

Die regellosen Gruben versuchte man vor allem als Schlafstätten zu deuten. Aber trotzdem war auffallend, daß im ganzen Dorf in den Gruben keine einzige Herdstelle gefunden wurde, während doch jedes Moorhaus stets einen oder gar zwei Herde und dazu noch einen Backofen enthält. Besonders tiefe Mulden, die aber selten scharf abgegrenzt sind vom übrigen Grubenraum, erklärte man als Keller. Hütteneingänge, Rampen und Stufen hat man natürlich stets gesucht, aber nur selten etwas gefunden, das so gedeutet werden konnte.

Wohl die schwierigste Frage bildete von je die nach Aufbau und Überdachung der Wohngruben. Die größeren Grubenkomplexe erreichen in Köln über 20 m Länge und bis 11 m Breite. Sind auch die Gruben meist kleiner, so erforderte das große schwere Dach aus Stroh oder Schilf doch starke Mittelpfosten innerhalb der Wohngruben. Pfostenlöcher sind hier aber nur selten festzustellen gewesen. Selbst an Lehmgewölbe hat man gedacht. Die Grubenkomplexe sind nun sehr häufig von Pfostenreihen umgeben in einer dem regellosen Umriß mit all seinen Ausbuchtungen folgenden Linie. Dabei gleicht keiner weder in Größe noch Form dem anderen. Man nahm Flechtwerkwände an, doch schließt die bis 2,50 m gehende Entfernung der Pfosten solche von vornherein fast aus. Eine der zusätzlichen Belastung durch Regen, Schnee und Wind gewachsene Überdachung einer solchen Anlage ist auch für einen Techniker schwer zu lösen und an sich ein Unding.

Zu den genannten Bedenken gegenüber den bisherigen Anschauungen tritt aber vor allem der Zweifel an der Richtigkeit der Vorstellung von Grubenwohnungen überhaupt. Daß ein hochbegabtes Bauernvolk, „das klassische Ackerbauernvolk“ unserer Vorgeschichte (Buttler), in solch unpraktischen, fast das ganze Jahr feuchten Löchern und in jedes künstlerischen und Sauber-

⁶ W. Radig, Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland. Mannus-Bibliothek 43, 1930.

keitsgefühls baren Bauten gewohnt haben soll, widerstrebt einem um so mehr, wenn man daneben, gerade in Köln-Lindenthal, also in demselben Dorf, die stolzen als Scheunen gedeuteten Rechteckbauten sieht, von denen noch zu sprechen sein wird. Wahrlich, die Bewohner dieser Gruben müßten noch mehr an Rheuma gelitten haben als die Pfahlbaubewohner in Scheffels Gedicht: Der Pfahlmann.

Aber noch ein weiterer Gesichtspunkt spricht gegen die Deutung der Gruben als Wohnung. Man hat sich schon immer über die Entstehung der dunklen Grubenfüllungen Gedanken gemacht. Auch mich bewegt diese Frage seit dem Jahr 1907, wo ich mit der Untersuchung steinzeitlicher Siedlungen in meiner Heimat bei Ludwigsburg begann. Nur ausnahmsweise zeigt eine Grubenfüllung einmal etwas Schichtung, die gelegentlich auf ein Einfüllen vom Rande her hinweist. Gefäßscherben, Bruchstücke von Mahlsteinen, Tierknochen, hartgebrannte Lehmewurfbrocken, Holzkohlenstückchen liegen vollständig regellos wie eingeknetet in dem dunklen fetten Boden, und zwar vom Grubenboden an durch die ganze oft 1 m mächtige Einfüllung hindurch. Haben die Bewohner die Scherben zerbrochenen Geschirrs auf ihrem Stubenboden liegen lassen, um sich ihre Füße daran wund zu treten? Und wenn wir einer solchen Hütte auch eine Lebensdauer von einigen Jahrzehnten zubilligen wollten, wie kam die rasche Auffüllung der Grube zustande, wie sie auch die oft noch wohlhaltenen senkrechten Wände voraussetzen lassen? Wenn die Leute aus irgendwelchem Grunde in Gruben wohnen wollten, dann durften sie es doch nicht zur Auffüllung der Gruben kommen lassen! Ein Befund in Köln sprach für die Annahme, daß die Grube fast eingefüllt war als das Haus einstürzte. Bei Entstehung der Einfüllung während der Benützung der Grube als überdachte Wohnung müßte unbedingt eine gewisse horizontale Schichtung erwartet werden, ebenso wie unser Klima Herde verlangt, deren Steinsetzungen und Feuerstellen in keiner Hütte fehlen dürften, so wenig wie sie in den Moorhütten fehlen, wo, wie wir sahen, in der Regel sogar jeder Einzelraum seine Feuerstelle hat.

Der Mensch sucht sich gegen Feuchtigkeit und Kälte zu schützen. Wie ausgezeichnet er das in der Jungsteinzeit schon verstand, sahen wir bei den Moorbauten. Daß auch die Bandkeramiker Lehm zum mindesten für den Bau von Herden und Backöfen benützt haben, lehren die zahlreichen Funde gebrannter Brocken mit ihren Abdrücken, die man immer wieder in den Gruben findet. So dürfen wir von vornherein annehmen, daß die Gruben nicht zum Zwecke des Wohnens, sondern zur Gewinnung von Lehm für den Hausbau (und für die Töpferei) ausgehoben worden sind.

Wo stecken aber dann die Wohnhäuser?

Wenn man den Plan von Köln-Lindenthal betrachtet, so findet man da mindestens 50 große, langgestreckte, rechteckige Pfostenbauten, die alle mit der Schmalseite gegen SSO gerichtet sind. Also eine klare einheitliche Ausrichtung genau wie bei den Moordörfern im Federsee- und im Egelseeried, an die auch die Häuser selbst nach ihrer Bauweise stark erinnern. Ja, diese bandkeramischen Häuser sind noch stolzer als jene. Daß dieselben Baumeister, die über eine solch hohe Baukunst verfügten, diese nur für Wirtschaftsgebäude

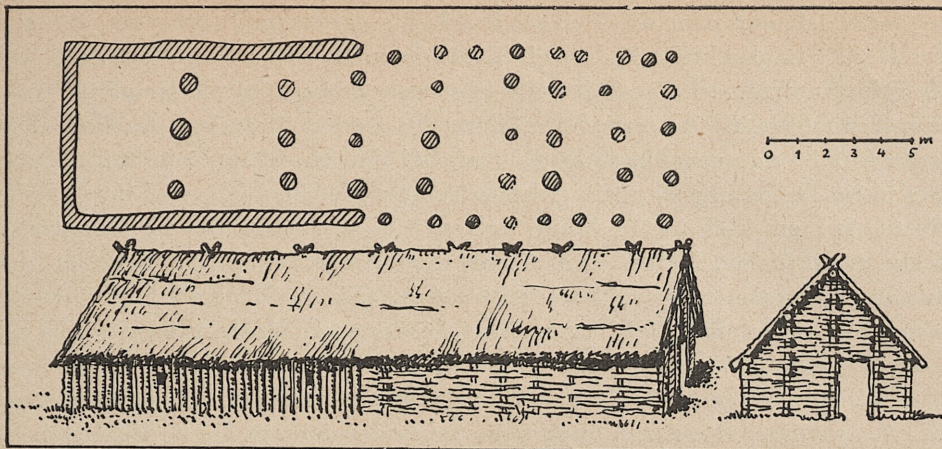


Abb. 1. Köln-Lindenthal.

Grundriß und Wiederherstellungsversuch eines handkeramischen Wohnhauses.

M. 1:250.

wie Scheuern angewandt haben sollen, während sie selbst und die ganze Bevölkerung in regellosen schmutzerfüllten Erdlöchern hauste, kann man sich nicht vorstellen (Abb. 1).

Wir werden also die Rechteckbauten als die Wohnhäuser ansprechen und nähern uns damit der Voraussetzung, von der wir ausgegangen sind. Wir müssen aber versuchen, die auf den Fundtatsachen fußenden Einwände zu klären.

Natürlich sind im Löß die Häuser bei weitem nicht so gut erhalten wie im Moor. Reste von Holz dürfen wir da nicht erwarten. Aber die sehr vorsichtige Freilegung hat ganz deutlich noch die Stellen der zum Bau der Häuser eingegrabenen Pfosten ans Licht gebracht. Genau wie bei den Moorbauten bestehen die Wände zunächst aus einer Reihe von Pfosten. Offensichtlich war der Bau der Wand hier wie dort der gleiche. Bei manchen der großen Häuser zieht sich ringsum in der Linie der Wandpfosten ein Gräbchen von 0,30 bis 0,35 m Tiefe. Hier waren senkrechte Wandbohlen eingesetzt genau wie bei den Moorbauten, wo die Bohlen selbst samt dem Lehmverputz noch erhalten sind. Buttler hat im Zug dieser Wandgräbchen Flechtwände mit Lehmverputz angenommen. Doch spricht der Befund, auch die Pfostenweite, viel mehr für eine Bohlenwand. Nun ließ sich das Wandgräbchen häufig, und doch wohl nicht nur durch Zufall, nur an einem Teil der einzelnen Gebäude, und zwar dann stets im nördlichen Teil, feststellen. Man hat daraus geschlossen, daß in diesen Fällen der Südteil des Baues wandlos, also offen war. Man könnte aber gerade hier an Flechtwände denken um so mehr, als auf diesen Wandstrecken die Wandpfosten enger stehen, wie das für eine Flechtwand nötig ist. Diese zweierlei Wandbildung am selben Bau kann nicht Zufall sein, da sie fast die Regel ist. Sucht man nach einem Grund, so könnte man etwa daran denken, daß in den Räumen, in denen die Herde lagen, wo also Feuersgefahr bestand, Flechtwerkswände gebaut wurden, weil sie leichter einen starken Lehmverputz tragen und an sich feuersicherer sind.

Klar erkennt man die Reihen der Firststützen im Innern des Hauses. Das Dach war also hier wie dort ein Satteldach. Neu ist jedoch, daß zu jedem Firstpfosten beiderseits noch je ein Pfosten als Stütze einer Mittelpfette tritt. Zum Teil mögen diese wegen der größeren Breite von Haus und Dach (5–7 m gegen 4–5,50 m, ausnahmsweise 6,50 m, bei den Moorbauten vom Federsee, 3,50 m im Egelseemoor) nötig gewesen sein, vielleicht auch, weil im Löß die Pfosten keinen solch festen Stand hatten wie die 2–3 m tief im Moorgrund steckenden Pfosten. Anders, und wiederum größer, ist durchweg die Länge der Hütten. Im Egelseemoor sind die Hütten 6 m lang, am Federsee 7,50–9,50 m, ausnahmsweise einmal 10,50 m, in Köln-Lindenthal jedoch meist etwa 25 m, ja vereinzelt bis 36 m.

Daß die langgestreckten Bauten untergeteilt waren, darf doch wohl als sicher angenommen werden, auch wenn im Boden Spuren der Zwischenwände nicht zu erwarten sind. Schon die zahlreichen Binder mit den drei Säulen legen dies nahe. Wir haben also keine lange vierschiffige Halle, sondern mehrere Stuben hintereinander. Der Eingang darf mit Sicherheit auf der gegen Südost gerichteten Giebelseite angenommen werden. Wie bei den Moorhäusern wird man dann zuerst in die Küche mit dem Backofen, dann in die Wohn- und Schlafräume mit Herden, zuletzt vielleicht noch in einen Vorratsraum gelangt sein. Bei der Länge der Bauten sind vier Räume durchaus wahrscheinlich.

Wenn wir im Aufbau dieselbe Bauweise feststellen können wie bei den Moorbauten, so dürfen wir dies wohl auch hinsichtlich des Hüttenbodens annehmen. Es mußte das Bestreben sein, einen trockenen Fußboden zu haben. Das erreicht man nicht durch Eintiefen in den Boden, also durch Wohngruben, sondern durch Erhöhen, wie das die Moor- und Strandbewohner auch gemacht haben. Festgestampfter Lehmestrich, vielleicht wie dort mit Zwischenlagen von Birkenrinde, vielleicht sogar auf einer Balkenlage, darf auch bei unseren bandkeramischen Häusern vorausgesetzt werden. Saßen die Zwischenwände auf diesem Estrich auf, so können sie im Untergrund keinerlei Spuren hinterlassen haben. Da der Estrich auf der Erdoberfläche auflag, sind naturgemäß Reste von ihm nicht erhalten, auch nicht von den Herden und Backöfen. Von diesen kann unter günstigen Umständen höchstens ihre Stelle an der Rotfärbung des Untergrundes erkannt werden. Das auffallende Fehlen von zugehörigen Gruben im Innern der Häuser erklärt sich bei Annahme des Estrichs von selbst. Noch weniger aber kann in solchen Häusern eine Kulturschicht erwartet werden. Dem Schluß: „Infolge des völligen Fehlens von Kulturschichten im Innern der Vierecksgrundrisse können diese Bauten nicht zu Wohnzwecken gedient haben“, können wir also nicht zustimmen. Es darf auch darauf hingewiesen werden, daß uns in den Siedlungen vom Federsee- und Egelseemoor immer eine große Sauberkeit in den Hütten aufgefallen ist.

Gegen die Deutung als Bauten mit ebenerdigen Fußboden wurde das Bedenken vorgebracht, daß bei den wenigen Häusern, die ein ringsum führendes Wandgräbchen besitzen, dieses Gräbchen ohne Lücke durchzieht, die auf einen Eingang schließen ließe. So wurde als wahrscheinlich angenommen, daß es sich um große, frei auf Pfählen, also über eine Leiter zugängliche Vorrathshäuser handle, deren vorderer Teil meist eine nicht überdachte offene Tenne gewesen

sein soll. Aber das Fehlen einer kleinen Gräbchenlücke läßt sich leicht so erklären, daß beim Bau zunächst das Gräbchen gezogen wurde, um den Hausplan festzulegen, ohne von vornherein Rücksicht auf den beim Setzen der Wandbohlen auszusparenden Eingang zu nehmen. Auch an eine Türschwelle könnte man denken. Gegen die Annahme von Pfahlbauten sprechen alle die Bedenken, die ich schon in meinem Aufsatz: Vorgeschichtliche Pfahlbauten? ausgesprochen habe.

Sind die großen rechteckigen Bauten Wohnhäuser mit lehmverputzten Wänden und Estrichen, so erforderten sie eine beträchtliche Menge von Lehm. Dieser wurde offenbar in nächster Nähe gegraben. Und wenn diese Lehmgruben oft, besonders im Nordteil des Dorfes, eine bestimmte Richtung SSO—NNW erkennen lassen, so mag dies mit der Richtung der langgestreckten Wohnhäuser zusammenhängen, die dieselbe ist. Ja, man glaubt auf dem Plan da und dort deutlich die zu den einzelnen Bauten gehörigen und nebenher laufenden Lehmgruben zu erkennen. Auch Buttler hat die schmalen Gruben so erklärt. Für Umbauten und Ausbesserungen brauchte man zudem ständig weiteren Lehm. Die den Häusern parallellaufenden Lehmgruben boten zudem den Vorteil, daß sie das Wasser der Dachtraufe aufnahmen und zur Trockenlegung der Häuser beitrugen. Daß die überwiegende Mehrzahl der Wohnhäuser im Nordteil des quer über eine W—O gerichtete Senke sich ziehenden Dorfes, also auf südlichem Hang, erbaut wurde, entspricht ganz den Siedlungsgewohnheiten.

Neben diesen mindestens 50 großen Gebäuden, die wir jetzt doch wohl als Wohnhäuser ansprechen dürfen, gibt es in Köln-Lindenthal zahlreiche kleine, mehr oder weniger rechteckig gebaute von nur 3—4 oder 5 m Größe. Auch diese Bauten sind an den Löchern der Pfosten zu erkennen. Auffallend ist, daß trotz der Kleinheit es stets drei Reihen Pfosten sind, die auf ein Satteldach wie bei den großen Bauten schließen lassen. Einige wenige dieser Bauten weisen das Wandgräbchen auf, hatten also Bohlenwände, was gegen ihre Deutung als Pfahlbauten spricht. Für ihren Aufbau und Zweck hat man keine weiteren Anhaltspunkte. Man wird sie mit Buttler als Wirtschaftsgebäude irgendwelcher Art ansehen dürfen. Auch sie sind gegen SSO orientiert. Man könnte einen Zusammenhang zwischen Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude vermuten derart, daß jedes Wohnhaus sein zugehöriges Nebengebäude besitzt. Einen Zusammenhang auf Grund der gegenseitigen Lage läßt der Plan jedoch nicht erkennen. Doch fällt auf, daß gerade zwischen den großen und den kleinen Bauten sich nicht wenige Überschneidungen finden, die auf verschiedenes Alter hinweisen.

Da die Deutung bestimmter Gruben als Keller nicht gesichert ist, läßt sich auch über etwaige Beziehungen zwischen Keller und Haus oder Keller und Wirtschaftsgebäude kein Urteil gewinnen.

Dorfgassen zum Teil im Zusammenhang mit Toren im Grabenring des Dorfes sind höchstens streckenweise und besonders da zu erkennen, wo die Front zweier benachbarter Häuser in derselben Linie liegt. Im übrigen ist das Bild durch die Überschneidungen stark gestört, wenn auch gerade in diesem Dorf Überschneidungen zwischen Häusern und Gruben nicht gerade häufig

sind, was auf längeres Offenstehen der Gruben hinweist. Auch wird man sie als Baugrund gemieden haben. Die Überschneidungen und anderen Beobachtungen ermöglichten andererseits vier Zeitstufen der Besiedlung zu erkennen. Man darf sich diese wohl nicht als durch längere Ruhepausen in der Bautätigkeit scharf getrennte Abschnitte denken, sondern das Leben ging wohl ständig weiter, und wie bei den heutigen Dörfern entstand bald hier, bald dort ein Haus, während anderswo eines abbrannte oder wegen Baufälligkeit abgetragen wurde. So spiegelt sich in den dem Boden eingegrabenen Zeichen die wohl durch mehrere Generationen führende Geschichte des Dorfes.

Eine Siedlung mit sehr wenigen Überschneidungen und Umbauten, also von kürzerer Lebensdauer, hat eine Grabung bei Arnsbach, Kr. Fritzlar-Homberg (südlich Kassel), im Jahre 1936/37 erschlossen (E. Sangmeister, *Germania* 21, 1937, 214ff.). Der bisher gewonnene Teilplan (Ausschnitt vgl. Abb. 2) zeigt erfreulich klar die Grundrisse von mehreren Pfostenhäusern (davon zwei ziemlich vollständig) von etwa 25 m Länge und 8 m Breite mit 6 Bindern mit je 3 Innenpfosten, vor allem aber die schmalen den Häusern parallelen Lehmgruben. Im ganzen genau dasselbe Bild wie in Köln-Lindenthal*).

Auch eine handkeramische Siedlung in der Harth, Gemeinde Zwenkau bei Leipzig, über die K. Tackenberg 1936 berichtete (*Germania* 21, 1937, 217ff.), ergab auf einer Grabungsfläche einen rechteckigen Pfostenbau von etwa 8 m Breite und mehr als 20 m Länge mit parallel ziehender Lehmgrube.

E. Frickhinger⁷ hat 1932 bei Herkheim, BA. Nördlingen, eine größere Fläche innerhalb eines spiralkeramischen Siedlungsgeländes abgedeckt und dabei neben „Grubenwohnungen“ ebenfalls Pfostenhäuser gefunden, die er nach dem Vorbild von Köln-Lindenthal als Speicher deutet. Er fand ein Haus von 13 m Länge bei 6 m Breite. Wandpfosten, Gräbchen für die Bohlenwände bezeugen dieselbe Bauweise, wie wir sie von den Moorsiedlungen und Köln kennen. Auch die drei Stützenreihen im Innern, wie sie in Köln üblich sind, finden wir in Herkheim, obwohl die Hausbreite nur wenig über die der Moorhäuser hinausgeht.

*) Nachträglich erst werde ich auf den Bericht von H. Hoffmann über eine handkeramische Siedlung in der Warburger Börde (Nachrichtenbl. f. Deutsche Vorz. 14, 1938, 281ff.) aufmerksam. Der bei Daseburg, Kr. Warburg, nordwestlich Kassel 1936 aufgedeckte Ausschnitt eines handkeramischen Dorfes ergab ein 28,50 m langes und 6–7 m breites Pfostenhaus mit Vorhallenpfosten. Das Wandgräbchen, die Binder mit 3 Innenpfosten, die Front gegen Südost, die schmale begleitende Lehm- und Abfallgrube: alles entspricht wieder genau dem von Köln-Lindenthal bekannten. Ein zweites solches Haus ist eben noch angeschnitten worden. Da hier die großen „Wohngruben“ fehlen, erwägt Hoffmann schon den Gedanken, „daß man wenigstens bei Daseburg angesichts so guter Bauweise weniger geneigt war, Erdwohnungen zu beziehen“. Bei den Gruben denkt er an Entstehung durch wühlende Schweine.

Sodann wurde 1938 bei Gudensberg, Kr. Fritzlar-Homberg, durch einen Straßenbau eine handkeramische Siedlung angeschnitten. O. Uenze konnte Gruben und 10 große Rechteckbauten in Teilstücken untersuchen. „Die Gruben haben dieselbe Orientierung wie die Häuser und liegen, soweit nicht Überschneidungen vorkommen, auf Lücke; offenbar also gehören zu jedem Pfahlhaus nebenan liegende Abfallgruben. Von der Vorstellung des Hausens in diesen Erdlöchern wird man sich wahrscheinlich freimachen müssen“ (Nachrichtenbl. f. Deutsche Vorz. 14, 1938, 311).

⁷ *Germania* 17, 1933, 181ff.

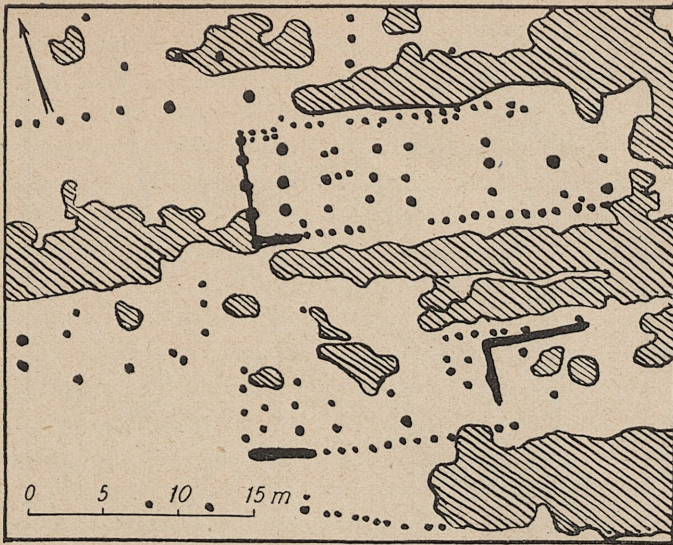


Abb. 2. Arnsbach, Kr. Fritzlar-Homberg.

Ausschnitt aus der bandkeramischen Siedlung mit Pfostenhäusern und Wohngruben.
M. 1:500.

Die Frage nach den Wohngebäuden in Köln-Lindenthal und damit im ganzen bandkeramischen Kulturkreis scheint mir durch unsere Überlegungen weitgehend geklärt zu sein. Die „Wohngruben“ sehen wir also als Lehmgruben zur Gewinnung des Baustoffs an. Wie sind aber die Pfostenreihen zu deuten, die häufig diese Lehmgruben, ihrer regellosen Form angepaßt, umziehen, wenn ihre Deutung als Wandpfosten ausscheidet? (Abb. 3).

Zunächst sei die Bemerkung vorausgeschickt, daß man öfters schräg gegen die Grube geneigte Pfostenlöcher, zuweilen auch ganz enge Löcher und in großer Zahl beobachtet hat. Man deutete letztere als Spuren von Stecken oder Ruten und dachte an eine zeltartige Überdeckung der Gruben. Auch bei der Untersuchung des Steinzeitdorfes vom Viesenhäuser Hof wurden rings um mehrere Gruben solche mit schwarzem Boden gefüllte, ganz dünne „Rutenlöcher“ beobachtet, und zwar manchmal in einer bis zu 1 m breiten Zone. Es wurde versucht, eine solche Zelthütte wieder aufzubauen. Ich habe aber damals eine Beobachtung gemacht, die zur Vorsicht mahnt. Es war zu bemerken und ist auch leicht erklärlich, daß in dem schwarzen an Humusstoffen reichen Boden der Gruben sehr viele Regenwürmer lebten, während sie in dem sterilen Löß der Umgebung fast ganz fehlten. Und es war weiter zu erkennen, daß die Maulwürfe besonders da sich aufhielten, wo sie den Tisch gedeckt fanden, also in der Grubenauffüllung und in der nächsten Umgebung. So kam es, daß zahlreiche Maulwurfsgänge aus dem schwarzen Kulturboden in den Löß führten. Soweit diese Gänge nach außen abwärts gerichtet waren, und nur so weit, waren sie mit dem dunklen Boden der Grube gefüllt und daher erkennbar. So täuschten sie dünne gegen die Grube geneigte Pfostenlöcher vor, und auch die Einzeluntersuchung konnte täuschen.

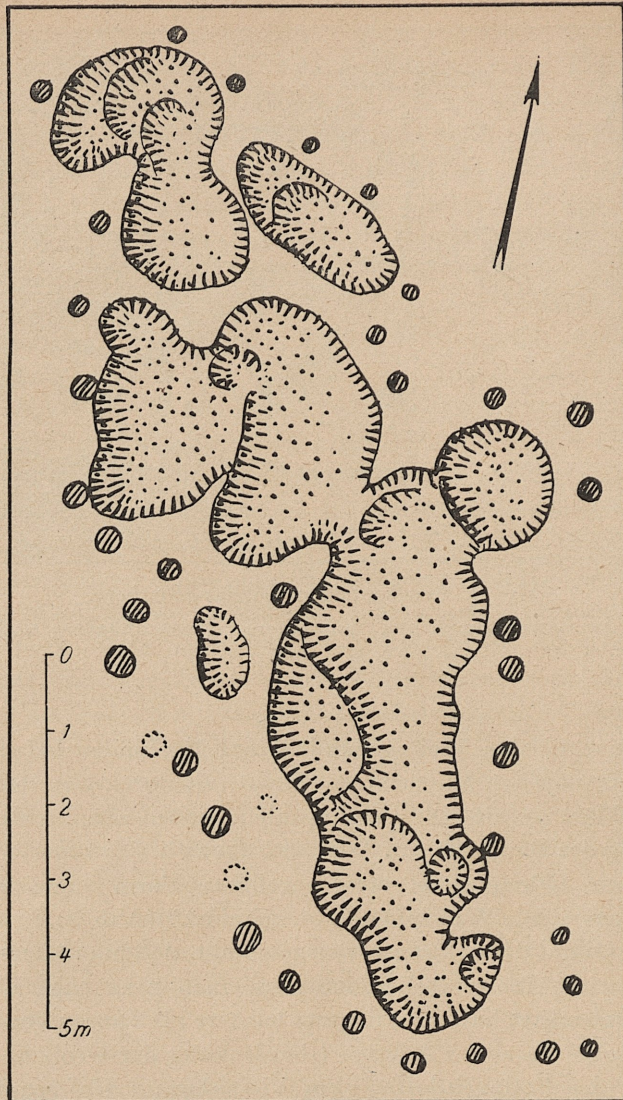


Abb. 3. Köln-Lindenthal.

Eine „Wohngrube“ mit Pfostenstellung (Hütte 30) im bandkeramischen Dorf.

M. 1:100.

Kehren wir wieder zu den die Gruben umgebenden senkrechten Pfosten zurück, so liegt es nahe, in ihnen, was durch ihre geringe Stärke gestützt wird, die Pfosten von Zäunen zu sehen, die wie die Zäune um heutige Gruben einfach den Zweck hatten, ein Hineinfallen in die Gruben bei Dunkelheit zu verhindern. Aber dies wird nicht der einzige Zweck gewesen sein.

Durch zahlreiche Knochenfunde in bandkeramischen Siedlungen ist erwiesen, daß neben dem Rind das Schwein ein Hauptnahrungstier war. Wie für die Rinder in oder am Dorf umzäunte Pferche bestanden haben müssen, so entsprechend auch für die Schweine. Das Schwein muß aber auch wühlen und suhlen können, und man hält es zweckmäßigerweise nahe dem Haus, wo

man ihm die Küchenabfälle füttern kann. Als solche Schweinepferche boten sich die die Feuchtigkeit lang haltenden Lehmgruben in denkbar günstigster Weise dar. Der Zaun verhinderte das Herumstreifen der Tiere auf allen Dorfgassen. So waren diese Gruben in doppelter Hinsicht die gegebenen Ablagerungsplätze für alle Abfälle. In diesen Müllgruben wühlten die Schweine, wenn sie nicht in den Wald getrieben waren. Bei der Deutung der Gruben als Lehmgruben und als Schweinepfuhle löst sich manches Rätsel: Das Fehlen von Wandspuren, wo doch die „Scheunen“ starke gegen Kälte schützende Bohlenwände besaßen; das dichte Beisammenliegen von Gruben; die Seltenheit von Wandlehm (gebrannt oder aufgelöst); die geringe Stärke der Pfosten; das Fehlen von Herdstellen und Pfostenlöchern für Mittelstützen; die Mächtigkeit der „Kulturschicht“; die meist fehlende Schichtung; die verhältnismäßig rasche Zufüllung; die dunkle Farbe, die durch Holzkohle allein nicht zustandekommt; der speckige Zustand der Füllung, der oft an getrockneten Schlamm erinnert; die durch die ganze Auffüllung regellos zerstreuten Scherben und Knochen, auch die Tatsache, daß zusammengehörige Scherben oft in ganz verschiedener Tiefe liegen; das Fehlen von Eingängen. Das öfters im steinzeitlichen Siedlungsgelände beobachtete Vorkommen von linienverzierten und von Rössener Gefäßscherben in derselben Grube läßt sich ebenfalls so leichter erklären als bei Annahme eines Wohnraums. Selbstverständlich muß es in einem dicht bebauten Dorf auch irgendwo bei den Häusern Aborte gegeben haben. Man wird auch sie im Bereich der Lehmgruben vermuten dürfen.

Man hat bei der Untersuchung einer Siedlungsstätte in der Regel ein paar der „Wohngruben“ ausgehoben, also die Schweinepferche, vielleicht noch nach den Pfosten der Umzäunung gesucht, nicht aber nach den Spuren der Wohnhäuser, die abseits liegen. Aber selbst bei Abdeckung größerer Flächen war, wie wir sahen, von den Häusern zuweilen nur noch die Herdstelle an der Rotfärbung des Untergrundes zu erkennen. So kam man zu der unmöglichen Anschauung: „Der Herd liegt niemals im Hause, sondern immer draußen daneben“ (C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland⁴ [1939] 83).

Ist unsere Erklärung der Gruben richtig, so ist jede schichtmäßige Untersuchung zwecklos. Was wir durch eine Untersuchung des Grubeninhalts gewinnen, sind die unverweslichen Teile des Mülls, darunter manches für die Forschung wichtige Kulturgut, von dem insbesondere die Gefäßreste die Möglichkeit geben, die Kultur und Zeit der Siedlung zu bestimmen. Wenn wir aber die Reste der Häuser finden wollen, müssen wir abseits der Gruben suchen.

Wertvolle Beobachtungen über Schweinehaltung hat H. Nietsch in der Prähist. Zeitschr. 30/31, 1939/40, 156ff. bei der Beschreibung einer Hirten-siedlung an der unteren Drau mitgeteilt, und auch er wirft die Frage auf, ob nicht ein Teil der Gruben in Köln-Lindenthal, besonders die flacheren, als höchstens teilweise überdachte Pferche zu deuten sind.

Von Zäunen haben wir wiederholt zu sprechen gehabt. Palisaden und Wehranlagen spielen im vorgeschichtlichen Schrifttum eine nicht unwichtige Rolle. In meiner Arbeit, Der Untergang der Wasserburg Buchau, habe ich die

0,60–3 m breite „Palisade“ des Moordorfes als Rest eines immer wieder ausgebesserten und erneuerten einfachen Zaunes erklärt. Im Moor mit unterlagernder Lebermudde und Seekreide läßt sich ein Zaunpfahl leicht 2–3 m tief einstoßen. Ein Herausziehen ist aber nicht mehr möglich, weil der Schlamm sich außerordentlich fest an den Pfahl anschmiegt, so daß eine starke Reibung entsteht und beim Versuch des Herausziehens keine Luft nach unten dringen kann. Schon das Herausziehen eines dünnen als Sonde verwendeten Eisenstabes erfordert einige Kraftanstrengung. Ist also ein Pfahl oberflächlich abgefaut, was innerhalb weniger Jahre eintreten kann, so bleibt nichts anderes übrig, als den Pfahlstumpf im Grunde stecken zu lassen und den Ersatzpfahl daneben einzustoßen. Soll der Zaun nicht eine Zickzacklinie bekommen, so wird man die Ersatzpfähle möglichst alle auf der Innen- oder alle auf der Außenseite des Zaunes setzen.

Im Lehm Boden liegen die Verhältnisse ganz anders. Hier müssen die Pfosten eingegraben werden. Trichterförmige Pfostengruben werden ausgehoben, der Pfosten wird eingesetzt, die Erde wieder eingefüllt und rings um den Pfosten festgestampft. Die Spur eines Zaunes bietet sich dem Ausgräber als eine Reihe von Pfostengruben ganz wie beim Pfostenhaus. Solche Zaunreste sind auch in Köln-Lindenthal gefunden worden, als Palisade, die den großen Sohlgraben auf der Innenseite begleitet, aber auch sonst an einigen Stellen, besonders bei den Torlücken der „Grabenringe“.

Wir dürfen schließen, daß es sich bei den Zäunen, die deutlich als Pfostenreihe erscheinen, um verhältnismäßig kurzlebige Anlagen handelt, die nicht erneuert worden sind. Wie wirkt sich aber eine mehrfache Erneuerung eines solchen Zaunes auf die Bodenspuren aus? Ist ein eingegrabener Pfahl abgefaut, so ist es ein leichtes, den Stumpf wieder auszugraben und den Ersatzpfahl in die alte Linie des Zaunes zu stellen. Hier kann also die alte Zaunlinie immer beibehalten werden. Aber durch das wiederholte Ausheben der Pfostengruben wird die Form des ersten Pfostenlochs immer mehr verwischt, auch erfordern neue Pfosten in der Zaunlinie neue Gruben und so entsteht aus einer Reihe von Pfostengruben samt Pfahlgräbchen notwendig im Boden ein fortlaufender Spitzgraben, in dem Einzelpfosten nicht mehr nachzuweisen sind, das Bild eines Grabens, der nie offenstand, weil der Aushub immer sofort wieder eingefüllt wurde.

Genau dieses zu erwartende Bild zeigt nun der nördliche Grabenring A und der südliche Grabenring B des Dorfes Köln-Lindenthal. Die Gräben sind im Mittel 1,40–1,50 m breit und 1–1,10 m tief. Sie zeigen ständig wechselndes Profil, die Grabenränder laufen meist nicht parallel, die Grabenspitze ist streckenweise schlitzartig eingetieft. Diese Gräben wurden als offene Spitzgräben aufgefaßt, obwohl ihre geringe Breite, bei der ein Überspringen und Überschreiten möglich ist, bedenklich machte. Es fiel ferner auf, daß von dem aus dem Aushub aufgeschütteten Wall nichts mehr zu erkennen war und es wurde vermutet, daß der Wall bald nach Anlage des Grabens abgetragen wurde. Es fiel ferner auf, daß sich weder innerhalb noch außerhalb des Grabens Reste eines durchgehenden den „Graben“ begleitenden Pfahlzaunes oder einer Palisade fanden. So schloß man auf eine in Eile aufgeworfene Schutzanlage,

die als offener Graben mit ihren steilen Wänden auch nur ganz kurze Zeit Bestand haben konnte, da sie schon bei der ersten Regenzeit verfallen wäre.

Alle Eigenarten und Bedenken klären sich, wenn wir in dem Graben die Spur eines lange Zeit bestandenen Dorfzaunes sehen. Die zum Teil sehr schmalen Torlücken im Graben (0,35 und 0,50 m) weisen bei Berücksichtigung der Pfostengrubenböschung auf Zaunlücken von 1,50–2 m Breite hin, also auf eine ganz brauchbare Torbreite.

Die auffallende Erscheinung, daß der breite Sohlgraben immer da abbiegt, wo er auf die Linie des älteren damals nicht mehr bestehenden Zaunes trifft, um von da an die Zaunlinie einzuhalten, könnte man dadurch erklären, daß man sich bei Anlage des Sohlgrabens den lockeren Boden der ehemaligen Pfostengruben zunutze machte.

Die den Sohlgraben in 6–12 m Abstand auf der Innenseite begleitende Palisade hat offenbar nur kurze Zeit bestanden. Die Art der Pfostengruben und die ebene Sohle des Gräbchens spricht gegen eine Störung infolge späterer Erneuerung. Auch der Sohlgraben selbst kann nicht lange Bestand gehabt haben.

Für das Steinzeitdorf Köln-Lindenthal ist also nur ein Sohlgraben, kein Spitzgraben erwiesen.

So verschiedene Denkmäler wie die breite Palisade einer Moor- oder Strandsiedlung und der Spitzgraben einer Siedlung auf festem Lehmgrund sind Reste ein und derselben Art von Bauanlage: eines einfachen Zaunes!

* * *

Man hat das Leben und die Wohnkultur der handkeramischen Bauern gerne mit denen seßhafter Zigeuner und mit einfachsten Verhältnissen auf dem Balkan verglichen. Aber selbst dort sind die Gruben rechteckig. Ich glaube, es bedeutet das Abstreifen der noch etwas romantisch angehauchten Vorstellung von Grubenwohnungen eine dringend nötige Ehrenrettung für den ganzen donauländischen Kulturkreis, dieses „klassische Bauerntum der jüngeren Steinzeit“ (Buttler), eine Ehrenrettung für das Volk, das, soviel wir heute sehen, den vollen Ackerbau und die wichtigsten Getreidearten von seinen Ursitzen an der unteren und mittleren Donau nach Mittel- und Nordeuropa gebracht hat. Dieses Volk besaß, wie wir sahen, eine hohe Wohnkultur und ein Baukönnen, das sich mit dem spätneolithischen, von den Moorsiedlungen im Voralpenland und in Norddeutschland bekannten wohl vergleichen läßt. Ja, es zeigte sich, daß die höhere Baukunst, die größere und wohl ältere Bau- erfahrung durchaus auf seiten der Bandkeramiker ist. Auch Buttler nimmt an, daß das große Rechteckhaus, in dem er allerdings nur eine Scheune sieht, in der Donaukultur entstanden ist. Jedenfalls ist es dort sehr alt. Von der Heimat der Donaukultur, zu der nach den Ergebnissen der Grabungen von Vintscha auch Nordserbien gehörte, ist diese Hausform auch auf griechischen Boden gebracht worden. Nach einem Pressebericht ist bei Ausgrabungen des Reichsamtes für Vorgeschichte im Herbst 1941 in einem der großen Wohn- hügel in Thessalien ein rechteckiges Haus von über 24 m Länge und 8,40 m Breite mit vier Räumen aufgedeckt worden, ein Haus also, das ganz den von

der handkeramischen Donaukultur (Köln-Lindenthal) bekannten Häusern entspricht.

Sind die bisherigen „Wohngruben“ die Lehmgruben, Schuttplätze und Schweinepfuhle gewesen, dann müssen wir auch unsere Vorstellungen vom Bestattungswesen der Jungsteinzeit etwas ändern. Häufig schon sind Bestattungen in den „Wohngruben“ gefunden worden, z. B. Brandgräber in der Wetterau, Skelette bei Eltingen, Murr, Zuffenhausen, Großgartach und auf dem Michelsberg. Die „Hausbestattung“ spielt im vorgeschichtlichen Schrifttum eine gewisse Rolle. Man sieht in ihr einen Grund für den Übergang von der Bestattung zur Verbrennung, sieht in ihr westeuropäische Kulturinflüsse u. ä. Es handelt sich aber hier um Bestattungen in den Lehmgruben, und zwar zu einer Zeit, als diese Gruben durch Abfälle schon zugefüllt und als solche vielleicht gar nicht mehr erkennbar waren. Daß Gräber öfters in solchen Gruben gefunden wurden, läßt sich dadurch erklären, daß bei Ausgrabungen meist nur diese Gruben untersucht wurden. Wo größere Flächen abgedeckt worden sind, wie z. B. beim Viesenhäuser Hof, oder wo umfangreichere Baugrabungen in steinzeitlichen Siedlungen stattfanden, z. B. auf dem Steinhaldenfeld bei Bad Cannstatt, sind Skelette auch außerhalb der Gruben angetroffen worden (vgl. Taf. 13 mit Skelett I. II. III). Die Toten wurden also wohl in nächster Nähe des Hauses bestattet, nicht aber im Haus. Ein Kinderskelett (Hocker) bei Eltingen lag in 1,20 m Tiefe in der Auffüllung einer 3,20 m tiefen Grube.



* * *

Wir haben uns bisher ausschließlich mit dem handkeramischen Kulturkreis beschäftigt. Was die Rössener Siedlungsreste betrifft, so findet man sie häufig an demselben Platz wie die der Spiralkeramiker. Von den zahlreichen derartigen Orten im Neckarland seien nur der Viesenhäuser Hof und Hessental genannt. Für die Rössener Siedlungen gilt dasselbe wie für die mit Spiralkeramik. Sie haben die gleichen regellosen Lehmgruben, die ebenerdigen Häuser selbst müssen abseits der Gruben liegen, doch sind Schutt und Estrich längst verschwunden und die Pfostenlöcher oft nicht erkennbar, hier auch noch kaum gesucht worden. Die großflächige Ausgrabung auf dem Goldberg⁸ hat dank den dort besonders günstigen Bodenverhältnissen einen großen Teil des Rössener Dorfes erkennen lassen. Es besteht aus lauter ebenerdigen Pfostenhäusern von 8–11 m Länge und 5–7 m Breite, doch finden sich auch kleinere Bauten. Die Bauweise gleicht ganz der der Moorbauten. Die Häuser sind alle gegen Süd (mit SO und SW) gerichtet, der Eingang befindet sich in der südlichen Schmalseite, und zwar meist neben der Hausecke. Reste eines Lehmestrichs waren erhalten. Sämtliche Häuser besitzen Herde, offenbar öfter im vorderen der zwei Räume, doch sind sie selbst mit dem Estrich verschwunden und nur noch die Rötung des Untergrunds zeigt ihren Ort an. Der Lehm für die Bauten wurde in zahlreichen kleinen Gruben auf dem Berg im Gebiet der Siedlung gewonnen.

⁸ G. Bersu, Rössener Wohnhäuser vom Goldberg, OA. Neresheim, Württemberg. Germania 20, 1936, 229ff.

Auf dem Goldberg folgt auf die Rössener Schicht die Michelsberger. Ihre rechteckigen ebenerdigen Hütten sind ebenfalls Giebelhäuser, doch fast durchweg kleiner als die Rössener Hütten. Immerhin zeigt sich hier, daß auch diese westische Kultur rechteckige Pfostenhäuser besaß. Wir werden daher die auf dem Michelsberg bei Bruchsal angetroffenen regellosen Gruben ebenso als Lehmgruben deuten dürfen wie bei den handkeramischen Siedlungen.

Als dritte Siedlungsschicht erweist sich auf dem Goldberg die der Altheimer Kultur, die schon am Übergang zur Metallzeit steht. Bersu beschreibt⁹ die Hütten als kleine, nur 3–6 m große quadratische Anlagen mit in den gewachsenen Boden eingetieftem Fußboden. Aber auch hier beträgt die Eintiefung des Hüttenbodens nur etwa so viel wie die Stärke eines Holzfußbodens mit Estrich, so daß also auch diese Hütten ebenerdig sind.

Nach Ausmerzung der Pfahlbauten und der Grubenwohnungen zeigt die steinzeitliche Baukunst ein recht einheitliches Bild. Und doch schon in dieser Frühzeit des Hausbaues welche Mannigfaltigkeit im einzelnen! R. R. Schmidt hat allein in dem so einheitlich wirkenden Moordorf Aichbühl im Federseeried unter den 23 bekannten Hütten, wenn auch wohl zu weitgehend, 11 verschiedene Bauformen unterschieden! Fragt man nach einer Entwicklung, so könnte der bisherige Fundbestand auf süddeutschem Gebiet den Eindruck einer hinsichtlich Hausgröße rückgängigen Entwicklung erwecken von der Bandkeramikultur über Rössen, Riedschachen I, Riedschachen II und Aichbühl bis Michelsberg und Altheim. Auch im Dorf Sipplingen sind die jüngeren Häuser kleiner als die älteren. Doch ist der Fundbestand zu einem allgemeinen Urteil wohl noch zu gering, auch ist mit örtlichen Besonderheiten zu rechnen.

Rechteckige Hüttenform ist überall, wo es genügend Wald gibt und der Mensch sich gegen ein oft unwirtliches Klima schützen muß, das Gegebene seit der Zeit, da Steinbeile das Fällen von Bäumen ermöglichten. Dies gilt für ganz Mittel- und Nordeuropa. In Süd- und Mitteleuropa wie im Donaugebiet lassen sich als älteste Siedlungen mit Bauresten bis jetzt die der donauländischen Bandkeramiker erkennen. Ihre Baukunst muß schon eine längere Entwicklung hinter sich gehabt haben. In den Mooren und Voralpenseen treffen wir die ersten Siedlungen und Häuser erst gegen Ende der Steinzeit. Man hat daraus geschlossen, daß erst um diese Zeit die Kenntnis des Rechteckhauses von nördlicheren Gegenden dahingekommen sei¹⁰.

Nun verdanken wir aber die wohl erhaltenen Haus- und Dorfruinen in diesem Gebiet nur der Tatsache, daß infolge der endsteinzeitlichen Trockenzeit die Moore und die trockengelegten Ufer der Seen bewohnbar geworden sind. Dasselbe gilt von der spätbronzezeitlichen Trockenzeit. Siedlungen aus der feuchten Zwischenzeit und der feuchten Nachbronzezeit sind noch nicht oder

⁹ Bersu, Altheimer Wohnhäuser vom Goldberg, OA. Neresheim, Württemberg. *Germania* 21, 1937, 149 ff.

¹⁰ H. Reinert, Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen (1936); ders., Das Pfahldorf Sipplingen am Bodensee² (1938).

erst ganz wenig bekannt und fast gar nicht hinsichtlich ihrer Bauweise. Ältere, der trockenen Endsteinzeit vorausliegende Baureste dürfen wir erst recht nicht in größerer Zahl erwarten, da sie eben nicht erhalten sein können. Es ist also methodisch falsch, aus dem Fehlen von Funden auf die Unkenntnis rechteckiger Häuser zu schließen. Im Voralpenland ist eine Kultur der älteren Jungsteinzeit erst in Spuren bekannt (westische Cortaillod-Kultur), aber auch diese scheint das Rechteckhaus besessen zu haben¹¹. Das gleiche gilt vom Pfostenbau überhaupt. Auf Grund der bisherigen Forschungsergebnisse wurde geschlossen, daß weder die Pfahlbauten im Südwesten, noch die Bandkeramik im Südosten ihn von Hause aus hatten (Schuchhardt a. a. O. 168), aber man kann sich einen Pfahlbau, und sei es in seiner urtümlichsten Form, ohne Pfosten schlechterdings nicht vorstellen.

Pfostenbau und rechteckige Hüttenform sind nicht erst durch spätneolithische Zuwanderung aus dem Norden nach Süddeutschland und ins Voralpenland gebracht worden. Bei dem hohen Alter der handkeramischen Kultur ist der umgekehrte Weg der wahrscheinlichere. Ist aber das Rechteckhaus in ganz Mittel- und Nordeuropa altheimisch, seit es überhaupt möglich war, stärkeres Bauholz zu schlagen, d. h. seit dem Beginn der Jungsteinzeit, der in den einzelnen Gegenden in verschiedene Zeit fällt, so erübrigt sich für dieses ganze Gebiet der schon fast zum Schlagwort gewordene Begriff „nordisches“ Rechteckhaus, der allenfalls für das Mittelmeergebiet am Platze ist. Das Rechteckhaus ist, wo es auch bisher in unseren Gesichtskreis trat, schon hoch entwickelt. Seine Entstehungsgeschichte im einzelnen kennen wir noch nicht und so können wir auch nicht sicher sagen, wo, wohl zu Beginn der Jungsteinzeit, das Haus mit Dachstuhl zuerst und früher als in anderen Gegenden gebaut worden ist. Man wird dabei in erster Linie an den donauländischen Kulturkreis zu denken haben. Die bisherige Annahme, daß das Rechteckhaus mit Giebeldach in Norddeutschland früher als in Süddeutschland und früher als in Südosteuropa entstanden sei, muß wohl aufgegeben werden.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die folgenden Zeitabschnitte, wieder unter Beschränkung auf Süddeutschland:

Die Bauweise der frühen und mittleren Bronzezeit ist noch wenig bekannt. Gut sind wir über die spätbronzezeitliche Bauweise besonders durch das Moordorf Buchau-Egelsee unterrichtet. Die Bauform wird immer einheitlicher, ohne daß, auch in technischer Hinsicht, von größeren Fortschritten gesprochen werden könnte. Für die Hallstatt- und Latènezeit haben die Grabungen auf dem Goldberg, auf dem Lochenstein und an anderen Orten ebenfalls ebenerdige rechteckige Pfostenhäuser ergeben. Wo, abgesehen von Kellern und Anlagen für besondere Zwecke, von Gruben berichtet wird, werden wir zunächst an Lehmgruben denken. Selbst da, wo Wohnplätze an Hängen (z. B. Kappelberg bei Fellbäch, Lochenstein) etwas in den Hang eingeschnitten sind, um einen horizontalen Hüttenboden zu bekommen, wäre es nicht richtig, von Wohngruben oder Grubenwohnungen zu sprechen. Wo wir in der römischen Zeit rechteckige Gruben antreffen (z. B. Bad Cannstatt

¹¹ E. Vogt, *Germania* 18, 1934, 93.

und Rottweil), handelt es sich um holzverschaltete Keller. Daß die Alamannen keine Untergeschosse, nicht einmal eingetiefte Keller kannten, habe ich an anderer Stelle betont.

* * *

Wenn der Nachweis, daß es keine Pfahlbauten gegeben hat, für die Vorgeschichtsforschung die Befreiung von einem Alp bedeutet, so wohl nicht weniger die Beseitigung der Vorstellung von „Wohngruben“. Man denke nur an die Bemühungen um eine Vorstellung vom Aufbau der „Kurvenkomplexbauten“! Aber die neue Erkenntnis hat weiter reichende Folgen, sieht die Vorgeschichtsforschung doch von je im Hausbau und der Hausform ein wertvolles Hilfsmittel zum Erkennen von Kulturbeziehungen und Völkerwanderungen. Auch zu den Lösungsversuchen der Frage nach der Urheimat der Indogermanen und der Frage der Indogermanisierungsercheinungen ist das steinzeitliche Haus herangezogen worden. Wenn nun für den großen donauländischen Kulturkreis statt der bisher angenommenen formlosen Grubenwohnungen mit einemmal eine sehr hochstehende Baukunst nachgewiesen ist, so kann dies nicht ohne Auswirkung auf die Indogermanenfrage bleiben, zwingt jedenfalls die Vorgeschichtsforschung zu einer Überprüfung ihrer bisherigen Stellungnahme.

Stuttgart.

Oscar Paret.

Neue Funde der Hügelgräberbronzezeit aus der Hanauer Gegend.

Seit F. Holste im Jahre 1934 seine Arbeit über die Bronzezeit nördlich des Mains¹ abgeschlossen hat, sind aus der Umgebung von Hanau zu den wenigen damals vorliegenden Funden aus der Hügelgräberbronzezeit eine Reihe nicht unbedeutender Neufunde hinzugekommen, die eine Bekanntgabe verdienen².

In erster Linie wäre hier ein Fundkomplex zu nennen, der in den Jahren 1938 und 1939 bei Großauheim, Kr. Hanau, „Am Dammskippel“ beim Sandgraben und dem Legen von Eisenbahngleisen zutage kam und der von dem Vertrauensmann für Bodenaltertümer und von Mitgliedern des Auheimer Heimatvereins geborgen wurde. Es handelt sich hierbei um zwei Siedlungsplätze, 600 m voneinander entfernt, die nach Ausweis der Funde ein und derselben Zeit angehören. Sie liegen beide in weiten Sanddünen, nahe einem alten Mainarm, der zu damaliger Zeit im Verlanden begriffen war. Eine fachgemäße Ausgrabung und die Bergung des gesamten keramischen Materials war wegen der Dringlichkeit der Sandarbeiten nicht möglich, zumal häufig Bagger eingesetzt wurden. Von Siedlung I sind sieben, von Siedlung II drei sicher bronzezeitliche Fundstellen bekannt geworden. Ihre Lage mitten im

¹ F. Holste, Die Bronzezeit im nordmainischen Hessen. Vorgesch. Forsch. 12 (1939).

² Für die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Funde habe ich Herrn H. Birkner, Hanau, zu danken.